

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 25. Bromberg, den 5. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(30. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.

Einige Kilometer lang ging alles gut. Dietrich Overweg ritt mit seinen beiden Damen voran, die beiden Führer ritten, die ledigen Pferde vor sich hertreibend, hinter ihnen. Sie klatschten mit den Hetzpeitschen über den faulen Kruppen der Ponys und lenkten sie mit viel Geschrei, mit Peitschenknallen und seltsam anmutenden, knappen Zeichen, die auf ein von beiden Seiten atavistisch erworbenes Verstehen der Seelen schließen ließen.

Auch das Pferd, das der Apotheker jetzt ritt, lief munter im leichten Trab wie die anderen. Sein Vertrauen in seine Reitkunst wurde immer größer.

„Du siehst, liebe Tante. Es läuft ganz gut. Man muß nur reiten können. Dann kann man auf jedem Pferd reiten."

Frau Enkelmann widersprach nicht; sie hörte ihm gar nicht zu. Sie mußte nur da der Unfall glimpflich abgelaufen, wieder an die Unterredung denken, die sie kurz vorher mit dem Oberlehrer auf der Wiese gehabt hatte. Elterlein und Hedda waren auf der Landstraße hin und her gegangen und Minchen hatte dem alten Eynarson zugesehen, der die Konservenkiste inspizierte. So kam es, daß sie ganz allein mit dem Lehrer auf der Wiese saß. Da hatte er sie gefragt, ob er sie in einer ernsten Angelegenheit einmal sprechen könne. Und dann hatte er von seinem Einkommen erzählt und von seinen guten Aussichten und davon, daß er Minchen zur Frau Oberlehrer machen wolle. Doch da er ein korrekter Mann sei, wolle er zuvor mit ihr sprechen, bevor er Minchen von seinen Plänen etwas mitteilte.

Die Müffelmann! Ihr erster Gedanke war die Müffelmann gewesen. Wenn das die Müffelmann wüßte! Am liebsten hätte sie den Schwiegersohn sofort in ihre Arme geschlossen, obgleich das nicht leicht war, da sie auf einer Wiese saßen und Pferde und Menschen um sie herumliefen. Doch dann siegte der Verstand über den Mutterstolz. Minchen sollte ja den Dietrich heiraten, damit das Geld in der Familie blieb. Das sagte sie dem aus allen Wolken fallenden Oberlehrer. Nicht das vom Geld und der Familie. Das bekümmerte ihn nicht. Sondern nur, daß Minchen schon dem Herrn Apotheker versprochen sei und daß sie daher seinen ehrenvollen Antrag leider ablehnen müsse. Sie sagte es mit vielen wohlgesetzten Worten und bedankte sich immer wieder für die Ehre, die er ihr und ihrem Minchen zugedacht habe und daß er ihnen freundliche Gesinnungen bewahren möge und was man sonst alles in solchen Fällen zu sagen pflegt.

Aber Dr. Heinicke war doch beleidigt gewesen. Er war aufgestanden und hatte nur geantwortet, daß sie die Störung entschuldigen möge und daß er sie nicht weiter belästigen wolle.

Daran mußte sie jetzt denken. Es ist schön, die Mutter einer gefeierten Tochter zu sein, der von allen Seiten die Herzen zufliegen. Aber wenn man mit beiden Schwiegersöhnen eine Reise machen muß, mit dem wirklichen und dem abgewiesenen, dann ist das keine Annehmlichkeit mehr.

Unwillkürlich hatte sie den Bucephalus am Zügel gerissen, so daß er den Kopf zurückwarf. Overweg sah es mit Mißbilligung.

„Du mußt ruhig sitzen, liebe Tante. Dann tut er dir nichts. Der Bucephalus ist ein sehr sanftes Tier."

Er hatte seinen Satz noch nicht beendet, als Tante Therese plötzlich aufschrie. „Da kommt er! Da kommt er! Jesus! Da kommt er!"

Dr. Heinicke hatte unter dem Vorwand, einmal nachsehen zu müssen, wie es hinten ausschaue, den Vortrupp verlassen und war zurückgeritten. Jetzt hielt er neben ihnen.

„Da sind Sie ja auch endlich. Nun sind wir Gottlob alle hübsch beisammen. Sind Sie mit Ihren Pferden zufrieden?"

„Ein guter Reiter kann auf jedem Pferd reiten. Die Tiere sind alle gut. Aber der Bucephalus ist der beste."

Der Apotheker wies auf Frau Enkelmanns Pferd.

Der Oberlehrer nickte befriedigt. „Das freut mich. Endlich einmal ein vernünftiges Urteil."

Fräulein Vulpius war anderer Meinung gewesen. Sie hatte behauptet, daß diese Tiere überhaupt keine Pferde seien, sondern Bastarde, aus einer Kreuzung von Schafen und Eseln. Und als er, um sie zu widerlegen, seinen Gaul durch leichten Schenkeldruck in Galopp gebracht und sogar einen Sprung über den Graben riskiert hatte, hatte sie behauptet, daß er sich das einzige anständige Pferd aus der Herde ausgesucht habe und daß er morgen mit ihr tauschen müsse. Da hatte er, ohne ein Wort zu erwidern, kehrt gemacht und war zu den anderen zurückgeritten. Der Tag, an dem er seine Verlobung mit Fräulein Minchen bekannt geben würde, würde ihr ihre Strafe bringen. Dennoch hatte er seinen Plan nicht aufgegeben. Er nahm das Leben von der mathematischen Seite, als eine eingekleidete Gleichung. Eine nackte Gleichung kann jeder Tertianer lösen. Aber bei der eingekleideten Gleichung beginnen die Schwierigkeiten. Man muß ihr von verschiedenen Seiten beikommen, bis man den Punkt gefunden hat, von dem aus sie zu lösen ist. Dann wird die ganze Arbeit zu einem Kinderspiel. Er hatte die Schwierigkeit seiner Aufgabe unterschätzt, und hatte Frau Enkelmann für diesen Punkt gehalten. Jetzt sah er, daß der Apotheker auch in die Gleichung hineingehörte, daß er die unbekannte Größe, das X war, das er auf die linke Seite bringen mußte, bevor er mit der Ausrechnung beginnen konnte. Dann blieb Minchen als das Resultat übrig.

Hedda und Elterlein ritten voran, in den lachenden Sommertag hinein. Die Luft flimmerte und glitzerte und die Wärme des Mittags lag auf der Erde. Die Straße lief in einer mählich ansteigenden Ebene, die in der Ferne von niederen Hügelketten begrenzt wurde. Zu beiden Seiten des Weges dehnten sich breite Rasenflächen, auf denen das Gras dicht und duftig stand. An den Abhängen der Hügel weideten Schafe. Wie Wattetupfen lagen die weißen wolligen Tiere auf den grünen Matten.

Hedda atmete die köstliche Luft in durstigen Zügen. Ein salziger Hauch strich vom Meere her wie eine Woge über das Land. Sie ritten noch immer im schnellen Trab und trieben ihre Pferde an, sobald sie nachzulassen drohten. Wie herrlich war es, so dahin zu jagen! Die Köpfe der Pferde lagen fast in einer Linie und ihre glänzenden Leiber stießen oft gegeneinander. Dann suchte Elterlein Hedda's Hand und wenn er sie griff, preßte er sie fest, als ob er sie nie wieder loslassen wollte.

„Du! Du! Sommermärchen!"

Hedda fühlte die große Glut, die ihn ausfüllte, in seinen Worten, in seinem Händedruck und gab sich ihr hin. Auch sie war erfüllt von einem großen nie gekannten Glück, von einer Seligkeit, die machtvoll in ihr aufwuchs. In ihrem heißen Jungmädelgesicht loderten die Augen in glutenden

Flammen. Sie hörte und fühlte das Tosen ihres Blutes und das Singen der Steine und das Brausen des Meeres, das hinter den Felsen lag. Und all dieses Tosen und Singen und Brausen, das in ihr war, war auch in ihm, und es war wie eine große Musik, in der die Sterne kreisten und die Erde und das Blut in ihren Adern. Sie sahen sich an und ihre Wangen brannten und ihre Atemzüge wurden schwer und keuchend in qualvollem Jubel. Wenn sie jetzt allein wären, allein in dieser großen, unendlichen, gewaltigen Natur, in der alles schön und groß und erhaben ist, weil die Allmutter segnend ihre Hände darüber breitet! Allmutter, du Hehre, du Urgewaltige du!

Mählich löste sich die Spannung und sie wurden ruhiger. Hedda blickte kritisch auf seine Haltung und freute sich, daß er die Winke, die sie ihm gegeben, so schnell begriffen hatte. Er saß gut im Sattel, hatte sein Pferd fest in der Hand und niemand hätte ihm angesehen, daß er heute zum erstenmal auf ein Pferd geklettert war. Ihr Pony spürte die gute Reiterin und lief, obgleich sie es gegen den Lehrer geschmält hatte, ausgezeichnet. Und sein Pferdchen lief eben so schnell. Denn alle Islandpferde können schnell laufen, wenn eines unter ihnen ist, das ein flottes Tempo anschlägt.

„Sie laufen jetzt ganz leidlich; aber sie lassen die Köpfe so sehr hängen; sie haben die Nase am Boden, als ob sie Pilze suchen wollten," sagte Hedda und lachte.

Dann sprachen sie von ihren Zukunftsplänen. Er erzählte von den Gönnern, die ihm im Direktorium saßen. Sie rechneten es ihm als ein besonderes Verdienst an, daß er sich vom Laufburschen in die Höhe gearbeitet hatte. Und sie hatten ihm versprochen, ihn noch in diesem Winter in die Verwaltung zu übernehmen. Dann würde er noch Prokurist werden.

Aber sie glaubte, daß jetzt alles anders werden würde. Denn ihr Vater besaß ein großes Eisenwerk in Westfalen und er hatte oft gesagt, daß dort einmal sein Schwiegersohn hineinkommen müsse, da er nicht immer von fremden Menschen abhängig sein wollte.

Dann sprangen ihre Gedanken wieder ab, in die Gegenwart zurück. Warum war Dr. Marsson heute morgen nicht bei ihnen gewesen, um sich von ihnen zu verabschieden, um ihnen einen glücklichen Ritt zu wünschen? Hätten sie zu ihm gehen, ihm Lebewohl sagen sollen?

Elterlein schüttelte den Kopf. „Nein, Herzlieb. Das verlangte er wohl kaum von uns."

Hedda wurde nachdenklich. „Wir hätten es doch tun sollen. Vielleicht steht er jetzt wieder auf der Straße und schaut nach den gelben Häusern hinüber. Er ist ganz allein, wenn er uns nicht hat. Gestern abend war er so froh; sogar gelacht hat er."

Elterlein zeigte mit der Reitpeitsche voraus. „Das dort muß das Gehöft sein, an dem wir warten sollen. Am ersten Gehöft links, hat Dr. Heinicke gesagt. Das muß es sein."

Der Weg war steiniger geworden. Die Felsen, die anfangs nur als blaue Schatten in der Ferne sichtbar gewesen waren, rückten näher heran. Mehr und mehr hatte die Landschaft Gebirgscharakter angenommen. Das Gehöft mit seinen kleinen Häusern und den grasbewachsenen Dächern lag zwischen steinigen Abhängen wie eine Oase. Rund um die Häuser herum lief ein gepflegter Garten, der Thun.

Ein im Thun arbeitendes Mädchen nahm ihnen die Pferde ab und band sie an einen Pfahl. Dann brachte sie unaufgefordert Kaffee, Brot und Butter und stellte alles auf den kleinen Holztisch rechts von der Haustür.

Sie hatten bereits ihre Tassen geleert, als Dr. Heinicke mit den übrigen kam. Der Oberlehrer machte ein böses Gesicht.

„Wenn Sie noch einmal so schnell reiten, sind Ihre Pferde ruiniert. Sehen Sie, wie die Tiere dampfen! Einen kurzen Trab und dann wieder Schritt. So wird hier geritten. Habe ich recht, Herr Gudmundson?"

Der Student bestätigte es; doch meinte er, daß es diesmal noch nichts auf sich habe, da die Pferde noch frisch und ausgeruht seien. Sie hätten acht Tage im Stall gestanden.

„Einerlei. Es soll nicht sein und ich wünsche es nicht. Was sollen wir machen, wenn wir mit lahmen Pferden am Geysir sitzen?"

Elterlein wurde dunkelrot; ein ihm bislang unbekanntes Gefühl zwang ihn, sich diesen ungezogenen Ton zu verbitten. Zwar war er nicht im mindesten empfindlich. Er versuchte stets die Handlungen seiner Mitmenschen aus ihren Ursachen heraus zu erklären und er fühlte auch jetzt, daß der Lehrer in der Sache selbst Recht hatte und nur im Ton sich vergriff. Er war daher auch gern bereit, ihm die Unart hingehen zu lassen, sie mit nervöser Überreiztheit zu entschuldigen. Doch diese Entschuldigung galt nur für ihn, nicht für Hedda. Hatte er nicht die Pflicht, sie in Schutz zu nehmen?

Aber ein Blick in ihr frohes, lachendes Gesicht, enthob ihn der unangenehmen Aufgabe. Nein, auch sie war nicht verletzt. Sie lachte nur und sagte, daß es ihr sehr leid täte, wenn ihr Pferdchen durch den kleinen Trab überanstrengt worden wäre. Und wenn der Herr Oberlehrer es wünschte, würde sie telephonisch von Reykjavik ein Automobil kommen lassen, in dem es nach Haus fahren sollte. Hier im Hause gäbe es ein Telephon.

Der Lehrer antwortete nicht. Er zog aus seiner Brusttasche eine Landkarte, breitete sie auf den Tisch aus und zeigte ihnen den Hof, auf dem sie rasteten. Bis jetzt waren sie geradeaus geritten, nun aber mußten sie seitlich abbiegen und den Pfad einschlagen, der auf das gewaltige Lavaplateau Mosfellsheidi führte. Erst jetzt kamen sie in die für Island charakteristische Landschaft, in die Lavawüste.

Er wurde vom Geklapper der Kaffeetassen unterbrochen. Jetzt brachte das Mädchen eine große Kanne starken Kaffees, ein Laib Brot und einen großen Trumm Butter.

„Ich denke, die Leute essen hier kein Brot?" fragte Hedda, „mir hat das einmal jemand erzählt. Sie essen nur getrocknete Fische. Aber in Reykjavik haben wir Brot bekommen und hier gibt es auch welches."

Gudmundson lachte arglos. „Da hat man der Lady Unsinn erzählt. Natürlich essen wir auch Brot. Wir führen viel Mehl ein und jeder Hof hat seine Backstube. Das ist wohl früher einmal so gewesen. Aber es ist schon lange her."

„Wann werden wir denn da sein?" sagte Minchen Enkelmann. Sie hatte zwei Tassen Kaffee getrunken und schmierte sich das dritte Butterbrot.

„Wo denn, liebes Fräulein Minchen?" Dr. Heinicke beugte sich über den Tisch. Minchen schaute mit kauenden Backen triumphierend zu Hedda hinüber. Ob sie es gehört hatte? „Liebes Fräulein Minchen!" hatte er gesagt. Frau Enkelmann bekam einen Hustenanfall.

„In Tings, in Tingsda, wo wir heute abend sein sollen. Ich kann mir den Namen nicht merken."

„Sie meinen Thingvellir. Ich hoffe, in der siebenten Abendstunde. Freilich müssen wir dann bald aufbrechen."

„Und wo essen wir Mittag?"

„Auf Mosfellsheidi, in der großen Lavawüste. Da setzen wir uns auf die Felsblöcke und machen unsere Konservenbüchsen auf. Messer und Gabeln sind auch in der Kiste. Es wird ein richtiges Picknick werden."

Minchen strahlte. „So etwas habe ich furchtbar gern."

Des Lehrers Gesicht verzog sich schmerzlich. Furchtbar — gern! Eire gräßliche Zusammenstellung. Deutsch würde er noch viel mit ihr treiben müssen.

Eynarson und Gudmundson banden die Pferde los. Dr Heinicke bezahlte die Zeche; sieben Portionen Kaffee und Butterbrot — sieben Kronen.

Langsam setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Unmittelbar hinter dem Gehöft bog der Weg links ab; er wurde schmäler, bergiger und steiniger. Die Rasen wurden dünner; überall schoben sich Felsen dazwischen, bis die Grasstellen nur mehr als kleine grüne Oasen im Felsenmeer lagen. Immer rauher wurde die Landschaft, immer wilder, zerklüfteter wurden die Felsen, die sich aneinander drängten, sich über einander häuften. Gewaltige Basaltblöcke, Überbleibsel aus der Steinzeit, sperrten den Weg. Wie Ziegen kletterten die Pferde über sie weg, zwängten sich mit ihren kleinen Hufen auch durch die schmalste Reitrinne. Immer noch ging es bergan.

Endlich war das Lavaplateau erreicht, ein gewaltiges, nur von Lavageröll und Felsen ausgefülltes Steinmeer, in dem meilenweit nichts Grünes zu erblicken war. Kein Grashalm, kein Blümchen belebte die Landschaft; kein Ton berührte das Ohr als der heisere Schrei des Brachvogels und der klagende Ruf des Kiebitz. Die Reitpferde trotteten stumpfsinnig und stolperten bei jedem dritten Schritt. Nur die Packpferde waren noch munter; sie liefen bald an der Spitze, bald kletterten sie in den Felsen herum, suchten nach Grashalmen, blieben zurück und stürmten dann wieder, von den Rufen der Führer angefeuert, an die Spitze.

Der Apotheker sah sie mit Vergnügen an sich vorbeilaufen. Er liebte galoppierende Pferde, wenn er nicht auf ihnen saß. Und ein Pferd, das galoppierte, ohne daß ein Reiter auf ihm saß, war ihm ein besonders schöner Anblick. Es lag etwas Kraftvolles, Urwüchsiges darin, und das Bewußtsein inmitten solcher Pferde zu reiten, erhöhte sein Selbstgefühl. Doch als ein Packpferd im Vorbeistürmen ihm zu nahe kam, so daß es mit seiner Kiste gegen sein Schienbein schlug, verlor der schöne Anblick für ihn viel von seinem Reiz.

„Das ist unrichtig", sagte er zu Tante Therese, die neben ihm ritt. „Man muß die Gepäckpferde vorausschicken. Dann kann so etwas nicht vorkommen. Das ist gewissermaßen lebensgefährlich."

Das Reiten gefiel ihm jetzt weniger. Sein Sattel drückte ihn und er wußte kaum mehr, wie er sich setzen sollte, um

dem schmerzenden Druck zu entgehen. Das Schienbein mußte schon grün und blau sein.

„Ich habe Bleiwasser mit; aber ich kann, während wir reiten, nicht kühlen. Das ist sehr unangenehm."

Tante Therese versprach, ihm zu helfen, sobald sie in Thingvellir sein würden. Auch Borsalbe würde ihm gut tun.

„Borsalbe habe ich auch mit."

Er hatte Borsalbe mit und Bleiwasser und Hammeltalg, viel Hammeltalg. Er wiederholte sein Anerbieten; doch sie hatte auch jetzt noch für den Hammeltalg keine Verwendung. Nirgendwo fühlte sie Schmerzen. Nicht einmal der Sturz hatte nachteilige Folgen gehabt. Sie fühlte sich sehr wohl. So schön hatte sie sich die Tour nicht vorgestellt. Der Bucephalus war wirklich ein prächtiges Tier. Er ging sanft wie ein Lamm und bockte niemals. Nur, daß vor ihr Dr. Heinicke mit Minchen ritt, war ihr nicht recht. Man reitet nicht mit der Tochter, wenn man eben um ihre Hand bei der Mutter angehalten und sich einen Korb geholt hat. Ein Zwickauer würde so etwas nicht tun. Aber sie war gerecht genug, um einzusehen, daß er jetzt keine andere Gesellschaft haben konnte. Elterlein und Fräulein Vulpius waren weit voran, kaum mehr zu sehen, und die beiden Führer hatten zu tun, um die Pferde zusammenzuhalten. Auch war der Weg so schmal, daß immer nur zwei Pferde nebeneinander laufen konnten.

Dennoch ärgerte sie sich und störte das Gespräch der beiden, so oft sie konnte. Alle Augenblicke warf sie ein paar Worte dazwischen. „Minchen, nimm dich in acht! Minchen, paß auf die Packpferde auf! Sie haben unseren guten Dietrich schon gestoßen."

Minchen wandte gehorsam immer den Kopf und sagte: „Ja, Mama." Dann hörte sie wieder zu, was Dr. Heinicke ihr erzählte. Er sprach von der Entstehung des Lavafeldes, über das sie ritten. Er hatte viel gelesen und mußte sein Wissen von sich geben. Eigentlich hatte es ein Vortrag werden sollen, den er bei der Rast auf dem Lavafeld zu halten gedachte. Aber die Anwesenheit Gudmundson's hatte ihn gestört. Natürlich mußte der Student seine Heimat besser kennen, als er, der sie nur aus Büchern studiert hatte. Es ist nicht angenehm, unter seinen Hörern einen zu wissen, der den behandelten Gegenstand besser kennt, als der Vortragende. Von Minchen war solches Wissen nicht zu befürchten. Sie hörte andächtig zu und unterbrach nur selten durch ein dazwischen geworfenes „Gott nein, wie interessent!" um ihre Aufmerksamkeit zu bezeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Das gekränkte Tipferl.

Eine Menschen- und Hundegeschichte.

Von **Egid Filek.**

(Nachdruck verboten.)

Ich fange jetzt wirklich an zu glauben, was mein Freund Waldmann immer behauptet, nämlich, daß diese Welt sehr schlecht und ungerecht ist. Aber das Erbärmlichste in ihr sind die sogenannten Menschen.

Diese Wesen haben die Gewohnheit, einzelne unseres Geschlechts durch gute Behandlung und reichliches Futter an sich zu locken und mit ihnen eine Zeitlang zu spielen; wenn sie ihrer aber überdrüssig geworden sind, so stoßen sie uns arme Geschöpfe ohne Mitleid in das rauhe Straßenleben zurück. Und dabei sprechen sie von Verantwortung, von Tierschutz und derlei schönen Dingen.

Wenn mir das Schicksal einen Sohn gegönnt hätte, so würde ich ihm meine trüben Lebenserfahrungen mitteilen, um ihn vor dem schnöden Undank der Menschen zu warnen. Allein ich glaube, auch das Wenige, das ich hier aus meinem bewegten Leben verraten will, wird vielen meiner Leidensgenossen die Augen öffnen und heilsames Mißtrauen in ihr Herz pflanzen.

Bis vor wenigen Wochen habe ich ein Leben wie ein Schoßhund geführt. Ich hatte Kost und Wohnung bei einem jungen Ehepaar; sie lebten beisammen in einer Menschenhütte und nagten an demselben Knochen; ich glaube, man nennt das bei den Menschen verheiratet sein. Die Frau ließ mich Zucker aus ihrem Munde fressen und der Mann wischte mir mit einem rotseidenen Tuche die Schnauze ab, wenn ich satt war; auch ein blaues Halsband mit einer vergoldeten Schelle trug ich, und in einer Ecke des Zimmers lag mein Schlafpolster, das von der jungen Frau selbst gestickt war. Beim Essen durfte ich sogar auf einem Stuhle beim Tische hocken und hatte meinen eigenen Teller. Manchmal stieg ich nach dem Abendessen auf den Tisch, steckte die Schnauze in die Zuckerbüchse und leckte der jungen Frau das Gesicht. Dann jauchzten beide vor Vergnügen, diese pudelnärrischen Leute!

Aber launisch und hinterlistig waren sie damals schon. Als die Frau einmal mit den Pfoten auf dem Klavier herumhackte und der Mann dazu heulte, wollte ich ihm mein Wohlgefallen beweisen und versuchte, zu singen wie er. Da warfen sie mich aus dem Zimmer. Seit jener Zeit kratzte ich immer schon an der Tür, wenn die Frau das Klavier öffnete.

Manchmal hörte ich, wie die zwei miteinander über alles Mögliche sprachen. „Ach wenn wir nur ein Kindchen hätten!" sagte der Mann und seufzte. Dann streichelten sie mir das Fell. Und ich war dumm genug, ihnen tröstend die Hände zu lecken und an ihnen heraufzuspringen, an diesen undankbaren Geschöpfen!

Eigentlich hätte ich mich gefreut, wenn ein Kind im Hause gewesen wäre. Ich hätte es im Schlaf bewacht, hätte nach den Fliegen geschnappt, die es störten, wie der Bulldogg im Fleischerladen gegenüber bei der Wiege des kleinen Buben tut. Ich hätte damit einfach meinen Brotherren meine Dankbarkeit ausgedrückt.

Eines Tages kam die junge Frau und streichelte mich, wischte meine Pfoten und küßte mich auf die Schnauze. „Tipferl, weißt du denn nicht, daß heute dein Geburtstag ist?" sagte sie und band mir eine neue, rosaseidene Masche um, die mir wirklich sehr gut stand, wie ich im Spiegel sah. Abends gab es Würste, mein Leibgericht. Ich nahm davon zu mir soviel ich konnte; aber hätte der hinterlistige Fleischerbulldogg irgend etwas in die Wurstmasse getan oder vertrug mein durch das Stubenleben geschwächter Magen die Häute nicht, kurz, ich fühlte mich mitten in der Nacht schrecklich elend.

Anfangs biß ich die Schnauze zusammen, aber die Schmerzen wurden immer ärger. Ich machte mir durch leises Wimmern Luft. Da stand der Mann auf, zündete Licht an und nahm mich zu sich ins Bett, und die Frau streichelte mich und fragte, was mir fehle. Ja, wenn ich das selbst gewußt hätte! Ich habe einmal von einem Jagdhunde gehört, in solchen Fällen müsse man Gras fressen; aber das gab's natürlich nicht in der Wohnung. Als die Schmerzen immer ärger wurden, jammerten die beiden und klagten, als ob ich schon sterben solle. Die Frau wollte einen Tierarzt holen lassen, der Mann aber meinte, Hausmittel seien das Beste und kochte mir auf dem Schnellsieder Kamillentee. Dann trug er mich im Schlafzimmer herum wie ein kleines Kind und beide lachten. Endlich ließen meine Schmerzen nach und ich schlief ein.

Am nächsten Tage kam eine Dame mit einem Foxterrier zu Besuch. Ich halte zwar nicht viel von dieser Gattung, sie ist mir zu viel Kalfakter und ich glaube, daß meine Rasse edler ist. Trotzdem hatte ich mich bald angefreundet, denn der Fox besaß ein gewinnendes Benehmen, von dem natürlich auch seine Herrin angenommen hatte. Die Damen saßen auf dem Sofa und plauderten eifrig, wir taten unter dem Bett das gleiche. Ich erzählte meinem neuen Bekannten von dem gutmütigen Sinn und der Liebe meines Herrn. Der aber fletschte die Zähne und sagte: „Wart' nur noch ein paar Monate, mein Lieber, dann wirst du Augen machen. Mir ist's genau so gut gegangen wie dir, aber gib acht, was geschieht, wenn deine Herrschaft ein anderes Spielzeug bekommt!" Ich verstand das alles nicht. Als der Besuch fortging, legte sich die junge Frau auf das Sofa und schien sehr müde und unwohl. Ich leckte ihr die Hand und sprang an ihr hinauf, aber sie beachtete mich gar nicht. Betrübt zog ich den Schwanz ein und schlich davon. Und als der Mann heimkam, sprach er vieles, wovon ich nichts verstand; am nächsten Tage kam ein Menschendoktor ins Haus. Dann wurde die Frau krank und mußte das Bett hüten.

Von diesem Augenblick an kümmerte sich kein Mensch mehr um mich. Es war schrecklich! Ich durfte nicht mehr auf den Tisch, selbst vom Stuhl jagten sie mich herab, und wenn ich draußen herumlief, um mich ein wenig zu zerstreuen und ein paar Rattlerfräulein zu begrüßen, so schalten sie droben, daß ich gar nicht mehr anhänglich sei. Endlich gab es einmal mitten in der Nacht ein großes Geschrei und Hin- und Herlaufen; eine fremde Frau erschien und gab mir, als ich vor ihr hersprang, einen Fußtritt . . . na, das war mir zu dumm, und da sie mir nicht einmal Futter hingestellt hatten, so lief ich davon und nahm beim Fleischer nebenan eine Wurst mit. Natürlich mußte der am nächsten Morgen es dem Herrn erzählen, und dieser nahm einen Riemen und zog mir damit ein paar herunter. Es war das erstemal, daß ich in so empörender Weise behandelt wurde, aber damals nahm man mir ein Stück meiner Lebensfreude. Weil meine Pfleger nachlässig waren, mußte ich mich schlagen lassen!

Als ich tief gekränkt auf meinen Platz schlich, fand ich mein gewohntes Schlafkissen nicht mehr. Das hatte sich die fremde Frau unter ihren Fuß genommen; sie saß auf dem Bette und hielt ein kleines Kind auf dem Arme, nicht viel kleiner als ich; die Frau lag im Bett und schlief.

Ich bin kein boshaftes Wesen; ruhig kroch ich unter das Bett und rührte mich die ganze Nacht nicht; aber am

nächsten Morgen war mein ganzer Körper voll Beulen. Das möchte ich meiner Herrschaft einmal wünschen, auf hartem Holze zu schlafen, wenn man ein Federbett gewöhnt ist!

Am nächsten Tage bekam ich wieder kein Futter. Niemand hatte Augen für mich; sie saßen den ganzen Tag um das Kind herum und spielten damit, wie sie früher mit mir gespielt hatten. Hunger tut weh und so nahm ich mir, was ich zum Leben brauchte, aus der Küche und dem Speiseschrank, der zufällig offen war. Als die Köchin dahinter kam, gab's wieder Prügel und schließlich lief ich davon, um auf der Straße meinem Vergnügen nachzugehen. Ich knüpfte eine Bekanntschaft an und trieb mich den ganzen Tag herum. Als ich spät abends heimkehren wollte, hatten sie mir das Haustor verschlossen, so daß ich froh war, als der Fleischerbulldogg mich auf seiner Strohmatte schlafen ließ; denn ich bemerkte einen Mann von sehr verdächtigem Aussehen, der so abscheulich roch, daß ich überzeugt war, er nähre sich vom Fleische meiner Brüder. So eine Mörderseele!

Soll ich noch weiter von meinen Leiden erzählen? Sie erreichten ihren Höhepunkt einige Wochen später, als das Kind in seinem Bettchen lag und mich, während ich es liebkosend leckte, mit seinen Fingern bei den Ohren zog und trotz allen Kläffens nicht mehr loslassen wollte. Ich bellte und schrie, aber es half nichts. Endlich schnappte ich nach den Fingern des Kindes — und in diesem Augenblicke trat mein Herr herein.

Er packte mich bei den Pfoten, schlug mich mit einer Peitsche und warf mich endlich wütend zum Haustor hinaus.

Aber ich habe einen Eid geschworen, niemals wieder zu einem jungen Ehepaar zu gehen. Der Bulldogg, der im Grunde genommen ein gutmütiger Kerl ist trotz seines grimmigen Gesichtes und seiner großen Eckzähne, wird mir wohl für ein paar Tage Unterstand geben, und der Fleischer hat genug Futter für einen kleinen Dackel wie ich bin. Aber es widerstrebt mir zu essen, wo ich mich nicht nützlich betätigen kann, denn das Faulenzerleben habe ich endgültig satt.

Jetzt kommt täglich in den Abendstunden ein junger Schriftsteller in den Fleischerladen und besorgt da seine kleinen Einkäufe. Er ist schon auf mich aufmerksam geworden; neulich betrachtete er voll Teilnahme mein schmutziges Seidenhalsband und seufzte: „Mir scheint, du hast auch bessere Tage gesehen!" Wenn der Mann wiederkommt, werde ich ihm nachlaufen und bei ihm Wohnung nehmen. Denn ich glaube, er ist zu arm, um zu heiraten, und so kann mir wenigstens das eine bei ihm nicht passieren, daß er mich nach kurzer Zeit als lästiges Spielzeug aus dem Hause jagt. Denn unwürdige Behandlung darf ich mir nicht bieten lassen. Das bin ich meiner Rasse schuldig.

Der furchtbare Augenblick.

Anekdote, mitgeteilt von **Karl Hage.**

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1810, als König Murat Anstalten zum Einbruch in Sizilien traf, kam der Zahlmeister der neapolitanischen Truppen auf der Rückreise von Neapel, wo er Vorkehrungen zu Geldsendungen getroffen hatte, durch das Land der wegen ihrer Wildheit berühmten Calabresen.

Er sandte seinen Bedienten voraus, um in einem Städtchen, das er noch am Abend zu erreichen hoffte, Quartier zu bestellen.

Allein der Tag war schwül, und er verspätete sich durch langsames Fahren so sehr, daß er jenes Städtchen nicht erreichte und in einem alten Häuschen an der Heerstraße übernachten mußte.

Der Wirt war ein großer, handfester Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit Schnurrbart und starkem Backenbart.

Der Reisende ward höflich empfangen und gut bewirtet.

Zum Schlafgemach wies man ihn eine alte, baufällige Treppe hinauf in eine düstere Kammer.

Der Ort war unheimlich, die Tür ohne Schloß, nur mit einer Klinke versehen.

Der Fremde schob einen Stuhl gegen die Tür und legte seine scharfgeladenen Pistolen unter sein Kopfkissen.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als er unten im Hause Geräusch hörte, als ob Leute einkehrten, und bald nachher vernahm er die Tritte eines Mannes auf der Treppe.

Durch eine Ritze in der Tür schien das Licht, welches der Heraufkommende in der Hand hatte.

Leise lehnte sich derselbe an die Tür, und als er merkte, daß etwas im Wege stand, stieß er sie soweit auf, daß er seine Hand hineinbringen konnte, worauf er den Stuhl sachte wegschob und eintrat.

Der Wirt war es, eine Lampe in der einen, ein großes Messer in der anderen Hand.

Er trat dem Bette näher.

Der Offizier spannte seine Pistole unter der Decke, damit man das Geräusch der Feder nicht merke.

Als der Mann an die Seite des Bettes getreten war, hielt er dem Offizier, der fest zu schlafen schien, das Licht ins Gesicht.

Der Wirt hängte darauf die Lampe an den Bettpfosten, holte einen Stuhl von der andern Seite der Kammer und stieg auf ihn, das Messer in der Hand haltend.

Der Offizier war eben im Begriff, aufzuspringen, als er sah, daß der Wirt — — — — in aller Eile etliche gewaltige Stücken Speck von den Speckseiten, die über der Bettstelle hingen, abschnitt.

Sodann trat der Wirt vom Stuhle herab, verließ die Kammer so behutsam, wie er gekommen war, und ging zu den vorhin angekommenen, hungrigen Gästen hinunter.



Bunte Chronik



*** Eine peinliche Verwechselung.** Wohl aus dem Leben eines jeden bedeutenden Menschen sind uns Anekdoten überliefert, humoristische oder auch ernste Episoden aus ihrem Leben, die irgendwie besonders prägnant die Eigentümlichkeiten der betreffenden Menschen widerspiegeln. In die Reihe dieser Anekdoten gehört die hübsche Erzählung von Adolf Menzel, dem bekannten Berliner Maler des 19. Jahrhunderts, wie er sich auf eine humorvoll-boshafte Weise gegen taktlose, dumme Menschen zu wehren verstand. Der große Künstler, der bekanntlich äußerlich eine unscheinbare und häßliche Figur abgab, erregte einst in einem Café eben um dieser Häßlichkeit willen die Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens, das sich auch über ihn lustig machte. Da es mit ihren Angehörigen an einem benachbarten Tische saß, wurde es Menzel bald klar, daß er die Zielscheibe ihres Spottes war, doch ließ er sich äußerlich nichts anmerken. Nach einer Weile zog er aber seinen Zeichenblock hervor und begann eine Skizze hinzuwerfen, indem er des öfteren und absichtlich auffällig das junge Mädchen musterte. Das erregte bald an dem Nachbartisch sichtliche Entrüstung und einer der Herren trat zu Menzel heran und erklärte, daß die Dame es sich verbitten müßte, von einem Fremden porträtiert zu werden, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu sein. Da schaute Menzel, scheinbar erstaunt, den Sprechenden an und fragte: „Ja, was wollen Sie eigentlich von mir? Ist denn dies dies das Porträt dieser Dame?" Und er wies auf seinen Zeichenblock hin, auf dem das Ebenbild einer — Gans gezeichnet stand.... Man kann sich denken, daß die Entschuldigung des Herrn einigermaßen verlegen ausfiel und daß die Herrschaften auch sehr bald ihren Tisch räumten, denn die nicht schmeichelhafte Beurteilung des Verhaltens der jungen Dame ließ ja nichts an Deutlichkeit übrig.

Lustige Rundschau



*** Hader mit dem Schicksal.** Holdi, Sternhagels Jüngste, ist unglücklich. Sie darf nicht mit zum Maskenball der Liedertafel, weil sie noch nicht siebzehn Jahre alt ist. Sie vollendet zwar am 21. Februar das siebzehnte, aber der Ball ist leider schon am 18. des gleichen Monats. Versuche, die Papa Sternhagel beim Vorstand unternahm, um Holdi doch noch einschmuggeln zu können, blieben erfolglos. Auch im Verein müsse Disziplin herrschen und gleiches Recht für alle. Als Sternhagel mit der Trauerkunde zu Hause ankommt, wälzt sich Holdi auf dem Sofa und ruft tränenerstickt: „Ich Unglückliche, warum bin ich auch nicht drei Tage früher zur Welt gekommen!"

●

*** Die unintelligente Kuh.** Ein Aufruf eines Missionars in Afrika um Zusendung landwirtschaftlicher Geräte hatte den Erfolg, daß ihm u. a. auch ein Melkschemel zuging. Er gab ihn dem Neger, dessen Pflicht es war, die Kühe zu melken, mit der Weisung, ihn zu benutzen. Als der Neger am ersten Tage den Kuhstall verließ, war er bös zugerichtet und der Eimer war leer. Der Missionar forderte eine Erklärung und der Neger antwortete: „Melkschemel sehr nett, Massa, aber die Kuh will nicht drauf sitzen."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.